

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 231.

Montag, 4. Oktober

1926.

Frau Eltens Töchter.

Roman von J. Schilling v. Rastatt.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

„Du Märchenkind! Wie schmerzlich werde ich dich vermissen! Und du, Susi, wirst du auch manchmal hierher gedenken?“

„Manchmal? — Immer, immer! So wie es in dem Lied, wo es heißt:

Wo ich auch geh
Auf allen Wegen,
Dein Bild vor meiner Seele steht,
Ein Gruß an dich mein Morgenregen!
Ein Wunsch für dich — mein Nachtgebet!“

In die Stille, die ihren Worten folgte, hörte man so deutlich die sehnächtigen Klänge eines Walzers von Strauß.

„Sie werden dich suchen, Susi, deine Tänzer!“

Manfred Luzius sagte es leise, seine Stimme lang heiser vor Bewegung. Und gerade jetzt öffnete sich langsam die hohe Tür ihm gegenüber, seine Frau trat mit breitem Lachen über die Schwelle.

„Hier sitzt ihr und stärkt euch! Und die Susi wird gesucht wie eine Stecknadel! Der Rotillon wird gleich beginnen, du mußt hinüber in den Saal, Susi!“

„Laß doch die Kleine, sie war müde!“ sagte Bürgermeister Luzius in jenem Ton des Unmuts, den sie nur zu wohl kannte.

„Am liebsten schenkte ich mir den Rotillon ganz!“ sagte Susi und strich über ihre schmerzenden Schläfen.

„Ja, was ist dir nur, Kind! So blaß siehst du aus!“

Frau Luzius trat besorgt an das Mädchen heran.

„Ich habe nur Kopfschmerzen, Tantchen, die Hitze im Saal drüben und das viele Tanzen!“

„Ruh dich hier ein Weilchen noch aus, Susi! Ich sage mit Tante unterdes Adieu drüben!“ entschied Bürgermeister Luzius. „In einer halben Stunde fahren wir nach Haus!“

Seine Frau sah ihm schweigend zu, wie er die Kissen der Chaiselongue für Susi zurechthob. Es war wenig nach ihrem Sinn, das Fest schon verlassen zu müssen, und doch wagte sie keinen Einspruch.

Raum eine halbe Stunde später sah sie neben Susi im Wagen und fuhr durch die mattenhellsten, schmalen Straßen ihrem Heim zu.

Groll erfüllte ihr Herz.

Wie ihr Gatte sich leiten ließ von diesem Mädchen, das fast noch ein Kind war! Lauschte er ihr nicht gleichsam jeden Wunsch von den Augen ab? — Hatte er ihr, der Gattin und Mutter, jemals soviel Rücksicht erwiesen?

Nein, nein, niemals!

Und Frau Luzius seufzte.

Der fernen Tochter dachte sie, die ihnen soviel Kummer gemacht durch ihre Entlohnung.

Aber seltsam ruhig hatte ihr Gatte die Nachricht aufgenommen, fast gleichgültig.

Er war anders geworden in letzter Zeit!

So ganz mit sich und seinen Studien beschäftigt.

All sein nörgelndes Wesen hatte er abgestreift, vergessen, und immer war er in froher Laune vom Amt heimgekehrt.

Der Wagen hielt, und Frau Luzius schreckte aus ihrem Grübeln auf.

„Verzeih Tantchen, daß du nun um meinetwillen früher aufbrechen mußt!“ sagte Susi leise, als sie gute Nacht wünschte.

„Es kommen der Feste noch viele, Suzette, wir holen es ein andermal nach!“ sagte der Bürgermeister lachend. „Verschlafe dein Kopfweh, Kleine, und träume etwas Schönes! Gute Nacht!“

Seine Worte hallten ihr nach, als sie am Fenster ihres Zimmers stand, während die kalte Schneeluft ihre Schläfen umspielte.

Wie tat das so gut!

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie über die Dächer der schlafenden Stadt sah.

Warum wurde ihr der Abschied so schwer? — Warum lag es wie eine drückende Last auf ihrem jungen Herzen? —

Man schrieb den 23. Dezember. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße herrschte jenes Gedränge von Kommenden und Abreisenden, wie bei allen noch bevorstehenden Festzeiten.

Es war noch früh am Morgen, kaum 7 Uhr, und überall brannten die elektrischen Scheinwerfer und warfen bläuliche Lichter über das regennasse Pflaster.

Kein Weihnachtswetter herrschte. Ein grauer Himmel spannte sich über Berlin, Nebel und Regen schwadete im Morgendunkel der großen Stadt.

Lisia Luzius hatte die frühe Stunde der Abreise gewählt, um eine angenehmere Fahrt zu haben.

Sie hatte anscheinend Glück, denn das Nichttraucherabteil, das sie gewählt, beherbergte sie als einzigen Gast. Und doch hatte sie zu früh triumphiert, denn jetzt, kurz vor der Abfahrt, wurde die Tür des Coupés noch einmal eilend geöffnet, ein Dienstmann warf eine schwere Zuchtentasche auf den Sitz und ein junger Offizier stieg ein.

Mit dem Zuschlagen der Tür setzte sich auch der Zug in Bewegung, und Hans Lassen und Lisia Luzius sahen sich starr, atemlos vor Überraschung, in die Augen.

Der Zug durchdraste die kurzen Strecken Alexanderplatz, Zoologischer Garten, überall haltend, Reisende aufnehmend, Reisende abgebend, und die beiden im Nichttraucherabteil, die sich kannten und fremd und stumm zum Fenster hinausstarrten, dachten beide dasselbe, hartten darauf in atemloser Spannung: Werden wir alleinbleiben oder wird irgendein Fremder dem Schicksal ins Handwerk pfuschen?

Der Zug eilte mit grellem Pfiff aus der Halle, um erst nach Stunden kurz vor Görlich wieder zu halten.

Aufatmend strich sich Lisia mit der schmalen Fäule über die Stirn.

Wie wohl er sie kannte, diese zarten, schlanken Finger! Wie oft hatte er sie geküßt, jeden einzeln!

Er wurde plötzlich blaß vor Erregung. Sie trug ja noch immer den kleinen Ring mit dem blauen Saphir — seinen Ring!

Tiefaufatmend wandte er den Blick nach dem Fenster.

So öde, so naß, so sturmzertrissen dehnte sich da draußen das flache Land.

Die schwarzen Äste der entlaubten Bäume reckten sich hier und da wie drohende Arme in das Nebelgrau, und an den Telegraphendrähten reiheten sich die Regentropfen wie große Tränen.

Er wollte bei seiner Mutter das Fest erleben, so wie alle Jahre!

Und nie hatte er eine so große Sehnsucht nach dem kleinen „Zuhause“ in Schlesien gehabt, nach seiner Mutter, nach ihrer zärtlichen Stimme, ihrer sorgenden Güte und Liebe!

Gar so fremd fühlte er sich noch immer in der kleinen Garnison am Haff, gar so einsam stand er im Kreis der jungen Kameraden.

Sie waren alle so voll schäumenden Übermutes, voll Lebensfreude, so wie auch er dereinst ins Leben geschaut, als das Rosentor der Liebe sich ihm erschloß.

Und was er unklar so heiß ersehnt und gewünscht, diese Stunde hatte es ihm beschert — das Wiedersehen mit Lilia Luzius! Aber alles, was er sich zurechtgelegt hatte, ihr zu sagen, all das Bittere, Demütigende, was er, mit ägendem Spott gemischt, ihr, der Glücklichen, der Treulosen, zuschleudern wollte, er fand es nicht mehr beim Anblick ihres schmalen, blassen Gesichtchens, ihrer Augen, deren glanzloser Blick von allem anderen erzählte, als einem Seligkeit bringenden Brautglück!

Und sie trug seinen Ring! Keinen anderen! Immer wieder mußte er sich durch einen verstohlenen Blick davon überzeugen, immer wieder!

Und wie der Macht eines fremden Willens gehorchend, fragte er leise: „Ist das mein Ring? — Und der des anderen, desjenigen, der...“ Er verstummte, noch jetzt, noch heut würgte ihn ein Schmerz, der längst vergessen schien.

Da sagte sie leise: „Es war ein schwerer Irrtum — er ist gesühnt! Aber nicht ich allein trug die schwere Schuld, ich wurde gezwungen! Der Vater hat solch gewaltige Macht in seinem: „Ich will!“ Aber heut... heut bin ich frei... ich wäre vergangen in Qual und Jammer an der Seite dessen, der mir fremd war in allem, im Wesen, Denken und Fühlen!“

Sie deutete auf den Saphirring an ihrem Finger und lächelte jenes süße Lächeln, das er so wohl an ihr kannte.

„Dieser da war mein Talisman, er hat mir geholfen, frei zu werden und dem Ruf meines Herzens zu folgen!“

Still war es nach ihren Worten in dem kleinen Raum, wo noch fahl die Lampe im Deckengetäfel dämmerte.

Und der Zug raste dahin — im gleichmäßigen Rhythmus, mit Eilzugsgeschwindigkeit unaufhaltsam seinem Ziel entgegen.

Die Minuten, die kostbaren, reichten sich zu Stunden, sie waren verloren, wenn er stumm blieb — sie lehrten nie wieder! „Nie wieder!“ schienen das gleichniskäfige Räderrollen zu wiederholen. „Nie wieder!“

Noch einmal reichte ihm das Glück seine duftenden Blüten, ihn zu erlösen von aller Sehnsucht, aller Qual der letzten Monate, er brauchte nur die Hand auszustrecken und all sein Leid war gewandelt in Seligkeit.

Er starrte zu ihr hinüber, und seine ganze Seele lag in dem Blick, der ihre Gestalt umfaßte, das reizende Profil, an dem er jeden Zug kannte, ach so genau, bis auf die dunklen Wölkchen am schlanken Nackenansatz.

Fester umspannten seine Hände den Korb des Degens, den er aufgestützt zwischen den Knien hielt, und alles, was er sagen wollte, was er fragen wollte, drängte sich zusammen in dem Namen des geliebten Mädchens: „Lilia!“

„Hans! Lieber Hans!“ — Sie lag zu seinen Füßen und preßte die weinenden Augen in seine Rechte.

Hier laß mich liegen und gib mir dein Verzeihen! O, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe! Wie die Neue mich verfolgte, Tag und Nacht, wie die Sehnsucht nach dir nicht sterben wollte und immer mächtiger sich erhob, je mehr der andere drängte und bat! — Sie hob plötzlich die tränenerfüllten Augen zu ihm auf. „Glaub es mir, ich hätte den Tod gesucht — ehe ich sein geworden!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ein tüchtiger Verkäufer.

Ein Bauer aus dem Holsteinischen hatte in Hamburg etliche Besorgungen gehabt. Den größeren Teil des Erlöses aus seinem Viehverkauf trug er wohlbehalten in der Rocktasche, und er war willens, binnen kurzem die Heimreise anzutreten. Vorher aber ging er noch in eine große Musikwarenhandlung, um seinem Sohn eine Mundharmonika mitzubringen.

„Ein Mulorgel wüll ich hebben“, wandte er sich an einen der Verkäufer.

„Eine Mundharmonika möchten Sie haben“, sagte der Verkäufer. „Darf es nicht eine Ziehharmonika sein?“

„Nä, nä“, sagte der Bauer.

Der Verkäufer stieg auf eine Leiter und holte von den Fächern eine Ziehharmonika herunter, die er dem Bauer flehenswürdig vorlegte.

„Wat schall id dormit?“ sagte der Bauer.

„Das ist die beste Ziehharmonika der Welt!“ erklärte der Verkäufer. „Prima Verarbeitung. Mit Doppelschraubventil, doppelt ladiertem Auspuß und Rückpfehlung. Knöpfe aus echt imitiertem Elfenbeinlack. Jedes Kind kann darauf spielen. Vierzig Mark die ganze Trompete.“

„Egentlich wüll id io een Mulorgel hebben“, sagte der Bauer und quetschte an dem Kasten herum, dem allerlei Mischöne entquollen.

„Beel Geld! Beertig Mark!“

„Bießeich nehmen Sie lieber ein Grammophon?“ schlug der umsatzbesessene Verkäufer vor. „Hier z. B. dieser Apparat kostet nur 95 Mark. Ein tadelloses Werk. Alle Metallteile aus echt kruppischem Kanonennidelftahl. Eine Schalldose mit elektro-galvanischer Anthrazitfoblmembrane, gleichzeitig als Aschenbecher zu benutzen. Ich will Ihnen den Apparat mal vorspielen.“

Der Verkäufer legte die Toselli-Serenade auf und ließ spielen.

„So, io!“ sagte der Bauer. „Ober id wüll doch egentlich een Mulorgel hebben. Un denn sielunneegendig Mark, Mann in de Linn! Is dat nich'n beetten dü?“

„Da haben Sie recht!“ gab der Verkäufer zu. „Wenn ich Ihnen persönlich etwas empfehlen darf, nehmen Sie lieber diesen Apparat hier zu 150 Mark. Mit vierbeinigem Tisch und drehbarer Blattentastothek. Alles garantiert indische Eiche.“

„Nä, nä, nä!“ wehrte der Bauer mit beiden Händen ab. „Wiesen See mi man mol de Mulorgeln!“

„Sehen Sie sich doch mal unsere Klaviere an!“ sagte der Verkäufer. Die Klaviere stehen hinten. Wollen Sie so freundlich sein?“

Der Verkäufer geleitete den Bauer in die hinteren Räumlichkeiten, wobei er etliche Male ausrief: „Der Herr will ein Klavier kaufen.“

Das hatte den Erfolg, daß alle Angestellten und sogar der Chef den Bauer umkreisten, Stühle aus dem Weg räumten und sich unaufhörlich verbeugten.

So gelangte der Verkäufer mit seinem Kunden ins Pianolager, wo der Bauer sich auf einen Stuhl setzen mußte.

Der Verkäufer klappte die umstehenden Klaviere auf und trällerte auf allen einige Töne.

„Dies Piano“, sagte er dann, „kann ich Ihnen besonders empfehlen. Es ist das eleganteste der Welt. Moderner Schnitt. Und dann vor allem: Echter Stradivari. Sie wissen, was das heißt!“

„So, io!“ sagte der Bauer.

„Fünfhundert Mark kostet dies Juwel deutscher Massenfäbritation.“

„Lot mi an Land!“ rief der Bauer. „Id wüll doch een Mulorgel käufen.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen“, sagte der Verkäufer. „Ich lasse Ihnen von dem Preis zwei Mark fünfzig ab. Dafür können Sie ein halbes Duzend Mundharmonikas kaufen. Schlagen Sie zu! So leicht verdienen Sie keine zwei Mark fünfzig wieder.“

„Dat mut id erst mol überlegen“, wandte der Bauer noch einmal ein. Aber der Verkäufer schrieb schon einen Scheck aus.

„Was ist dabei zu überlegen?“ äußerte er sich während dessen. „Sehen Sie mal! Wieviel Uhr haben wir jetzt? Fünf Minuten vor sechs. Greifen Sie zu! Um sechs fangen die Preise an zu steigen. Nehmen Sie den Vorteil wahr! Noch ist es Zeit. Noch ist es günstig. Eine solche Gelegenheit (Ihr Geld los zu werden) wird Ihnen nicht wieder geboten. Beeilen Sie sich, bester Herr! Um sechs kann ich Ihnen das Klavier nicht mehr für den Preis lassen.“

Angeichts dieser furchtbaren Drohungen begann der Bauer schwach zu werden. Ebe er sich erholen konnte, aber rief schon der Verkäufer mit lauter Stimme in die Halle: „Kasse! Kasse!“, worauf eine reizende junge Dame auftauchte, die huldvoll den Mann ohne weiteres Widerstreben dargeboten

Betrag von 1497,50 Mark entgegennahm und die Kasse notierte.

Dann brachte man dem Bauer kostenlos ein Glas Wasser. Auch der Verkäufer trank eins.

„Soll ich Ihnen das Klavier etwas einschlagen lassen, oder geht es so?“ fragte er noch gewohnheitsgemäß.

Der Bauer hörte vorderhand nichts. Aber schließlich kam er wieder zu sich.

„Geben Sie mir man noch een Mulorgel mit!“ war das erste, was er wieder sagte.

Der Verkäufer zuckte bedauernd die Achseln. „Mundharmonikas führen wir leider nicht. Aber schade ist, daß wir gestern unser Riesenorchester zu 5000 Mark verkauft haben. Das wäre etwas für Sie gewesen.“

Als der Bauer am Abend in seinem holsteinischen Heimatort anlangte, hatte er noch eine ganze Reichsmark in der Tasche. Die warf er seinem „Sohn“ hin.

„Jung!“ sagte er, „höör di bi'n Kramer een Mulorgel! Id heff dat vergeten.“

Neht Tage später kam mit der Bahn das Klavier an. Herbert Schildknecht.

Reiseproviant und Proviantreisende.

Von Heinz Scharpf.

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Er kann mit der Zunge schnalzen und einer interessiert aufhorchenden Gemeinde mitteilen, wo man in Italien die besten Macaroni isst, den süffigsten Vino santo trinkt, die größten Portionen Pasta asciutta verabreicht werden, er kann in München ein kleines Restaurant verraten, wo es die flaumigsten Salzburger Nockerl gibt oder echt griechische Nationalgerichte, er weiß aus dem Schatz seiner Erinnerung kulinarische Genußstationen aufzuzählen, in denen unbedingt ein Wiener Apfelstrudel gegessen, Bier aus dem Bürgerlichen Brauhaus getrunken werden muß, oder um ein Spottgeld echte Veroneser Salami zu erstecken ist.

Alle diese Kenntnisse, die zum Unterschied von anderen dauernd im Gedächtnis haften, machen den Mann zu einem unentbehrlichen Baedeker des Wagens, man reist auf Grund seiner Erfahrungen gewissermaßen nach einem approbierten Wagensfahrplan, mit vorgezeichneten Macaronistationen, Vino-santo-Aufenthalt, Apfelstrudelabzweigungen und Salamibaldestellen.

Aber von diesen bekannten Globetrottern à la carte wollen wir heute nicht sprechen, sondern einmal von jenen, die nach dem Grundsatz: Reisen macht Appetit! schon in der Ausgangsstation das Coupé in einen Speisewagen verwandeln und mit unerklärlicher Hast über ihren Reiseproviant herfallen. Eine alte Erfahrung besagt: Ein leerer Magen reißt nicht gern. Man muß ihn also beschäftigen. Mit einer Wegzehrung, die aus Ruckäden, Schachteln, Koffern, Tüten, Büchsen und hunderterlei Papieren umständlich herausgeholt wird und immer für dreimal so große Strecken berechnet ist, als man tatsächlich zurücklegt. Manche räumen mit ihrem Proviant schon im ersten Drittel der Reise so tüchtig auf, daß dessen Verdauung im zweiten bereits Beschwerden verursacht und im letzten gern zu jenen Katastrophen führt, die den Reisenden auf hoher See meist zu überraschen pflegen. Lassen wir einmal ein paar Typen Revue passieren, die jedermann als echte Proviantreisende sofort erkennen wird.

Da ist einmal die ältere Dame mit der Apfelsine. Beim Schalen derselben staubt sie uns duftenden Orangensaft ins Gesicht oder tropft ihn uns blutrot auf die Nase und deutet dann wohlgezogen mit den Schalen auch das von uns entlehnte Taschenmesser zum Fenster hinaus. Da ist der Herr, der sich auf jeder Station ein Paar Würstel zu Gemüte führt, und in dem es dann immer hörbarer zu wiehern beginnt.

Ihm gegenüber sitzt ein nervöser Künstler, der verbissen an seinen Fingernägeln laut und sonst nur Flüßiges zu sich nimmt.

Gerührt blicken wir auf zwei Verliebte, die sich gegenseitig wie zwei Tauben füttern, bis ihnen die Bissen im Halse stecken bleiben und sie nur mehr abwehrend vor sich hinaurren können.

Da ist der süße, kleine, goldige Junge mit der Zuckerstange. Er lutscht an ihr, er saugt und schmackt und fährt dann mit seinen flebrigen Händen treuherzig über die Kleider der Mitreisenden, bis ihn ein böhler Zahn oder heimlicher Klaps in ein endloses Schmerzensgeschrei ausbrechen läßt.

Dann trifft man natürlich unter zehn Fällen neunmal das dicke Ehepaar an, das abwechselnd isst und schnarcht, die feinsten Delikatessen hervorzieht und dann, wenn man

es am Schreibtisch glaubt, wohlgeruh in den Schlaf zu verschwindet.

Wir begegnen dem Fräulein mit dem wuscheligen Pustkopf, das seine fetten Finger nondalant an den Strümpfen seiner klotten Beine reinigt, dem gewissen Herrn, der mit Vorliebe eine leere Bierflasche zum Fenster hinaus einem Weichenwärter an den Kopf wirft, wir sehen den braven Studenten einen Krapsen nach dem andern aus einer wohlgefüllten Schachtel stibiken, den Schmerbauch, der mit Grandezza Kirschkerne über unsere Köpfe hinweg in die Landschaft hinauspußt, und reisen wir weiter südlings, stoßen wir unvermeidlich auf jenen gewissen Säugling, der, ohne auf unser fittliches Gefühl Rücksicht zu nehmen, die künstliche Ernährung verschmähen, sich mit beiden Händen an die Muttermilch klammert. Nicht verschwiegen kann auch der Mann mit dem duftenden Badjeintafel werden, der im Nu jedes Coupé reinigt — von Mitreisenden.

Zuguterletzt ist man schließlich noch selber da und heißt, angestekt vom allgemeinen Fressbunger, wütend in seine sechs Schinteniemeineln, daß die Brösel nach allen Windrichtungen spritzen und nachher ein improvisierter Zahnstocher noch seine liebe lange Arbeit mit uns hat.

Was ist es nun eigentlich, was diesen allgemeinen Fressbunger, erweckt? Diese pathologische Fresslust? Ist es bloß berechtigter Appetit, bedingt durch Luftveränderung und gesteigerte physische Leistungen? Oder nur angeborene Gier, aufgeachtelt durch den aufreizenden Proviant der anderen? Ist es ein atavistischer Zug aus der Zeit der Postkutsche, wo jedermann mit einem gefüllten Schnapflad die Reise antreten mußte, um unterwegs nicht zu verhungern?

Der plausible Gründe mögen mehrere sein, Tatsache ist, daß ein Großteil der Menschen auf Reisen von einer Ekluse befallen wird, die bei sensibleren Fahrtgenossen Unlust und Kopfschütteln erweckt.

Dem bescheidenen Esser im Coupé, dem normal Jungigen, wird niemand gram sein, aber für den Vielfräß mit seiner reichen Hinterlassenschaft an Abfällen aller Art sollten Verbotstafeln an der Wand hängen: „Frak und Böllerei im Innern des Wagens unterlag!“

Gott sei Dank wird in den Zügen der deutschen Eisenbahn der wenigste Proviantunflug getrieben. Wer aber einmal in einem italienischen oder französischen Wagen, eingepfercht zwischen Chianti-Flaschen, Wurstauben, Eier- und Bananenschalen, Muttermilch und duftendem Käse einige Meilen weit in sengender Hitze dahinfuhr, der betruzt sich vor der internationalen Sitte des Reiseprovianten und den nationalen Ansitten der Proviantreisenden; es gehört zuweisen ein sehr guter Magen dazu, die beiden zu verdauen.

Treppenflatsch.

Von Artur Hoffmann.

Vorausgeschickt sei, daß ich an dem Tage, an dem sich die nachfolgenden Begebnisse abspielten, Strohbitwer war und ganz solo die Wohnung betreute. Deshalb soll ich da nicht bekennen, daß ich vormittags um — hm! — Uhr noch nicht in der Verfassung war, Tante Ursula, die an der Flurtür schellte, zu empfangen? Derjenige Strohbitwer, der noch nicht in dieser Lage war, werfe den ersten Hellschlag auf mich.

Also es schellte, und da es immerhin — man hat ja manchmal Anwendungen von Größenwahn — der Geldbriefträger sein konnte, so pürchte ich mich im Nachigewand zur Flurtür, um ungelesen und ungehört die Persönlichkeit des Besuchers festzustellen. Es war nicht der Geldbriefträger mit seiner freundlichen Tasche, sondern im Gegenteil Tante Ursula. Nur wer meine Tante Ursula kennt, kann die Enttäuschung ausmessen, die mir in die Glieder fuhr, als ich sie statt des Geldbriefträgers an der Flurtür gewahrte. Vergleichsweise war es etwa so, als wenn man statt alten, süßigen Rheinweins versehentlich Lebertran hinter den Schlipps gießt. Ich mag keinen Lebertran, und so kann es niemanden Wunder nehmen, daß ich nicht öffnete. Ich hätte es selbst dann nicht getan, wenn ich statt im Nachigewand im Frack gewesen wäre.

So stand ich denn mäusehinstill hinter der Flurtür und wollte warten, bis der Kelch Lebertran an mir vorbeigegangen sei. Aber Tante Ursula schellte zum zweiten und zum dritten Mal, und die unausbleibliche Folge war, daß Frau Winterim vom zweiten Stock auf der Bildfläche erschien. Frau Winterim hat nämlich offensichtlich nichts anderes zu tun, wie auf der Treppe zu erscheinen, wenn sie unsere Schelle hört. Ich habe ihr schon öfter durch die Blume angedeutet, daß das eine Aufmerksamkeit sei, die wir unmöglich auf die Dauer von ihr annehmen könnten, aber Frau Winterim ist eine Natur, die anscheinend nicht anders kann, wie sich für uns aufzuopfern.

Frau Winterim war also auch diesmal, als unsere

Schelle ging, pünktlich zur Stelle und stürzte Tante Ursula auf, daß meine Frau und Minna verreist seien und ich infolgedessen nur gelegentlich nach Hause käme und dann auch nur zu Zeiten, wo solche Leute längst wieder zur Arbeit seien. Tante Ursula sagte darauf: „Wie ???“, und zwar in so gehobnem Tonfall, wie es sonst nur Schwiegermütter fertig bringen.

Ich wollte, da ich während meiner Strobwitwerzeit — ungerufen! — mehr als normal vor Mitternacht heimgekommen war, ob dieser nichtsnutzigen Verleumdung gerade als Racheengel die Tür aufreißen, als ich mich im letzten Augenblick befand, daß ich im Nachtwand und für die beiden Damen nicht zu Hause war. Daher konnte Frau Binterim ungestraft in ihrer Erzählung fortfahren und berichten, daß bei uns überhaupt alles drunter und drüber ginge. Sie kümmerte sich zwar, wie sie nachdrücklich betonte, grundsätzlich nicht um Dinge, die sie nichts angingen, aber es könne ja nicht ausbleiben, daß sie manches sehe und höre, was sich im Hause beuge. Gestern hätte z. B. der Kassierer der Gasanstalt ihr, weil ich nicht zu Hause gewesen sei, unsere Gasrechnung mit der Bitte um Vorlegung des Betrages präsentiert, und da hätte sie feststellen müssen, daß wir für unseren kleinen Haushalt viel zu viel Gas verbraucht hätten. Sie verbrauche in einem halben Jahr nicht so viel Gas wie wir in einem Monat. Aber so seien die jungen Frauen ja heutzutage. Von Wirtschaftlichkeit keine Spur. Sie ginge das ja nichts an, aber es sei doch traurig, daß die jungen Mädchen nicht mehr richtig haushalten lernten.

Tante Ursula seufzte so nachdrücklich, daß mein Nachbend hinter der Tür flatterte, und stimmte Frau Binterim bei. Ja, meinte sie, es wäre wirklich traurig. Wenn sie bedenke, wie sie von Hause aus angelehrt worden sei und was sie für eine tüchtige Hausfrau geworden wäre, wenn sie nur Gelegenheit dazu gehabt hätte. Ach ja! Aber sie sei zu wählerisch gewesen in ihrer Jugend. Fünf ganz ernst-hafte Verehrer hätte sie schon vor ihrem zwanzigsten Jahr ausgeschlagen. Alles prima Partien. Aber so jung hätte sie sich nicht binden wollen. Und nachher

Frau Binterim fiel ihr ins Wort und bemerkte, denselben Fall habe sie mit ihrer Tochter. Der sei auch seinerzeit keiner gut gewesen. Und ein so tüchtiges Mädchen sei sie. Wie die wirtschaften könne, das glaube man kaum. Und wie anspruchslos sie sei, davon mache man sich keinen Begriff. Aber an den wirklich tüchtigen Mädchen gingen die Männer heutzutage vorbei. Die sähen nur darauf, daß ihre Frauen draußen eine gute Figur machten. Das könne man ja an mir beobachten. Sie ginge das ja nichts an, aber wenn alle Monate die Schneiderin mindestens eine Woche im Hause sei, so müsse sie sich doch fragen, woher das Geld dafür käme. Sie könne ja nicht in mein Portemonnaie hineinsehen, aber sie denke sich doch das Übrige. Neulich hätte sie mich um 50 Mark gefragt, weil für ihre Elly ein Kleid mit quittierter Rechnung abgegeben worden sei. Man bedenke, so 'ne Gemeinheit von dem Geschäft! Da hätte ich leere Ausflüchte gemacht. Und man könne doch als Hausgenosse verlangen, daß einer dem anderen in solchen Fällen beispringe.

Dabei, fuhr Frau Binterim fort, habe es sich um ein Kleid gehandelt, das ihre Elly dringend für eine Hochzeit nötig gehabt hätte. Durch meine Widerpenstigkeit habe das Kind auf das Fest verzichten müssen. Und man wisse doch, daß Hochzeiten die besten Chancen für Verlobungen böten, und Elly habe einen so netten Tischherrn gehabt, der eine geradezu glänzende Partie gewesen wäre. Phui!

Tante Ursula erklärte so schlussend, daß es mir auf meinem Vordachposten durch das infolge der leichten Bekleidung sehr empfindliche Mark und Bein ging, sie hätte bis jetzt sieben Hochzeiten mitgemacht und bei nicht weniger als sechsen hätte sie die Verlobung sozusagen mit dem Blusenärmel, bezw. in der letzten Zeit der Mode gemäß mit dem nackten Arm gestreift. Aber immer wäre im letzten Moment etwas dazwischen gekommen. Dreimal sogenannte gute Freundinnen, zweimal die Mütter der betreffenden Herren und einmal hätte der unausstehliche Mensch sich am anderen Morgen an nichts mehr erinnert. Nicht einmal ihren Vornamen habe er mehr gewußt.

Ja, da müsse man resolut sein, sagte Frau Binterim. Ganz ähnlich sei es auch ihr seinerzeit gegangen. Aber sie habe nicht loder gelassen und Herrn Binterim am anderen Morgen telephoniert, sie habe bereits die Verlobungsarten in Auftrag gegeben. Herr Binterim sei zwar aus allen Wolken gefallen und habe gefragt, mit wem er die Ehre habe zu sprechen, aber sie sei aus mehrfacher Erfahrung heraus so gewichtig gewesen, das als famosen Scherz auszusprechen und ihn am Randbalken zu halten. Ihrer Elly habe sie leutlich geraten, es auch so zu machen, aber weil ich Etel

ihr die 50 Mark nicht vorgestreckt hätte, wäre es nicht so weit gekommen.

Als ich das hörte, durchflutete mich das wonnige Gefühl, durch Verweigerung des Pumpes eine gute Tat getan zu haben. Denn wie ich Elly und Frau Binterim kenne, ist es eine gute Tat, einen jungen Mann unbekannterweise vor einer solchen Frau und namentlich vor einer solchen Schwiegermutter bewahrt zu haben. Kann man es mir verdienen, daß ich in diesem Hochgefühl die Situation vergaß, die Tür aufriß und Frau Binterim nach der Adresse des jungen Mannes fragte, damit ich ihm gratulieren könne?

So fuhr ich denn wie Zieten aus dem Busch, nur nicht so ausgiebig bekleidet, auf den Treppenschur hinaus und stand wie aus der Erde gewachsen vor den Damen. Tante Ursula entschwebte in junafräulicher Zimperlichkeit mit einem „Such, nein!“ die Treppe hinab und kommt hoffentlich sobald nicht wieder. Und Frau Binterim? Sie lächelte verbindlich und sagte: „Gott, wie haben Sie mich erschreckt! Zur Strafe bekommen Sie die vorgelegte Note und das dito Milchgeld erst nächsten Monat zurück!“

Was will man machen? So ist Frau Binterim nun einmal!

Radio und Rundfunk

Esperanto und Radio. Die statistische Stelle des deutschen Verbandes der „Internacia Radio-Asocio“ teilt folgende Ausbreitung des Esperanto im Bereiche der Radio-Stationen der Welt mit: Auf 4 Kontinenten landeten bis jetzt 109 Stationen in 24 Ländern Darbietungen oder Kurse in Esperanto, und zwar in Australien ein Staat mit 3 Stationen, in Asien ein Staat (Japan) mit 8 Stationen, in Amerika 5 Staaten mit 24 Stationen (Brasilien und Uruguay je 1, Mexiko 2, Kanada 4, Ver. Staaten 16), in Europa 17 Staaten mit 74 Stationen (Deutsches Reich 21, England 16, Frankreich 9, Rußland 5, Spanien 5, Dänemark 3, Österreich, Schweden, Schweiz je 2, Finnland, Italien, Niederlande, Rumänien, Südslawien, Tschechoslowakei und Ungarn je 1). — Ende August hielt die „American Radio League“ in Cleveland ihren Distriktskongress ab, auf dem zwei Vorträge über Radio und Esperanto gehalten wurden. Für die Mitglieder des Cleveland Amateur Wireless Club wurde ein Esperanto-Kursus abgehalten. Der Kursus der Station WSA (273 Meter) findet lebhaftes Interesse. Anfang August begann auch ein Esperanto-Kursus der Station WGBS (316 Meter) in New York. Auf Einladung der Radio-Gesellschaft in Riga wurden 3 Vorträge über Esperanto gehalten. Im Herbst soll ein Kursus stattfinden. Die Erklärungen werden in Lettisch, Deutsch und Russisch gegeben. Außerdem wird eine besondere Vorlesung für Ausländer gehalten. Radio Minsk in Weißrußland sendet allabendlich auf Welle 950. Der Ansager spricht in Esperanto. Es ist dies die 5. russische Station, die sich des Esperanto bedient.

Scherz und Spott

Auslandshumor.

Eins kann man bei der spärlichen Bekleidung unserer Frauen nicht verstehen: daß sie so teuer ist.

(Fort Worth Star-Telegramm.)

Man versucht feuerfesteres Holz herzustellen. Warum fragt man nicht die Zündholzfabrikanten? (Punch.)

Ein kürzlich entdecktes Insekt lebt von Blech. Darwin würde es wohl als Evolutionsform der Pferdesiege bezeichnen. (Arkansas Gazette.)

„Tempus fugit“ war wohl eines alten Römers Stoßseufzer, als er den Verfalltag seines Akzeptes näherücken sah. (Verlber Reporter.)

Vielleicht kommt doch noch einmal ein Magazin heraus, dessen Text ebenso guter Lesestoff ist wie die Inserate! (Life.)

Die Zeitschriften in den Wartezimmern der Ärzte sollen wahrscheinlich empfehlend auf ihre langjährige Praxis hinweisen. (Arkansas Gazette.)

Der Mann, der sich heute hinter den Rücken seiner Frau versteckt, mag ein Feigling sein. Ganz bestimmt ist er aber ein Schlangenmensch. (Arkansas Gazette.)

Wenn Tanz die Poesie der Bewegung ist, sind die modernen Tänze „vers libre“. (Wallstreet Journal.)

Manche Männer bringen Selbsterkenntnis mit auf die Welt. Andere heiraten sie. (Alton Beacon-Journal.)